Vor 25 Jahren und heute

Autor(en): **H.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 37

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-648425

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Vor 25 Jahren und heute

Vor mir liegt ein Stoß Bücher und Broschüren — Literatur aus der Zeit des Weltkrieges unseligen Angedenkens. Es ist ein kleiner Rest bloß von der Papierflut, den mir die Kriegspropaganda von damals auf den Schreibtisch warf. Ich bewahrte ihn im Raritätenkasten, wo Kindeskinder ihn einst voller Entsetzen über diesen Rückfall in die Barbarei durchstöbern sollten. Nun habe ich den Kasten selbst geöffnet; alte Kriegskarten mußten da zu finden sein, die nun wieder in Gebrauch genommen werden müssen.

Denn das Unfaßbare, das Ungeheuerliche ist Wirklichkeit geworden; der Weltkrieg Nummer zwei, den alle Völker fürchteten und den sie doch nicht verhindern konnten, ist losgebrochen.

Warum wurde er nicht verhindert? Diese qualvolle Frage steigt heute in Millionen Herzen auf. Warum haben wir Einsichtigen, wir Friedliebenden, die wir wissen, daß der Krieg nie eine Lösung bringen kann, warum haben wir es so weit kommen lassen?

Müßige Frage! Frage für die Unentwegten, die Idealisten, die Ewiggestrigen. Ist nicht gerade dieser Weltkrieg Nummer zwei der Beweis dafür, daß eben der Krieg als unumstößliches Lebensprinzip die große Wirklichkeit ist! So triumphieren heute die Realisten.

Und sie haben recht. Recht in dem Sinne, daß nunmehr auch der Idealist und Pazifist weiß, was das Gebot der Stunde ist: auf die Zähne zu beißen, sich zu wehren bis zum Letzten und die nicht obenauf kommen zu lassen, die in zynischer Gottverlassenheit diesen Krieg entfesselt haben. Dabei wollen wir — ich meine die, die sich jetzt innerlich und äußerlich in Notwehr befinden — nicht vergessen, daß hinter den offenkundigen und sichtbaren Kriegsmachern die unsichtbaren stehen, die von der Kriegs- und Mangelwirtschaft Profitierenden, und daß in allerletzter Linie unser Widerstand gegen diese gerichtet sein muß.

Ein großer Unterschied ist festzustellen in der geistigen Haltung dem Krieg gegenüber der zivilisierten Menschheit von damals und von heute — und darin liegt ein großer Trost und eine Zukunftsverheißung: Man weiß heute, daß der Krieg, jeder Krieg ein abscheuungswürdiges Verbrechen an der Menschheit ist, weil er leicht in einen alles verschlingenden Weltbrand ausarten kann. Man kann lokalisierte Kriege solange führen, bis sie lebenswichtige Interessen großer Völker berühren. Dann aber ist es Schluß mit den programmäßigen Feldzügen und Siegen und Friedensdiktaten. Dann kommt der bittere Endkampf der Völker um ihre Freiheit und ihre Existenz. Und kein Führer und Schlachtenlenker hält dabei bis zuletzt die diplomatischen und wirtschaftlichen Fäden sicher in seiner Hand. Die Kriegslösung ist immer ein Vabanquespiel, bei dem es um Völkerschicksale geht.

Diese Erkenntnis hat uns der erste Weltkrieg gebracht. Und das ist auch der Grund, warum die Völker heute so stumm und dumpf an die Fronten ziehen. Keine singenden Eisenbahnzüge, keine blumengeschmückten Truppen, keine Hurras beim Abschied der Soldaten.

Wie war es doch anno vierzehn! Da war e i n e Begeisterung für den frisch-fröhlichen Krieg, der in wenigen Monaten erledigt sein würde und der Ruhm und Ehre für das teure Vaterland verhieß. Ich reiste am ersten Mobilmachungstag 1914 mit einem Zug voll einrückender deutscher Soldaten. Der Wagen war gefüllt von Gesang. „Mueß i denn, mueß i denn zum Städtele 'naus" und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall", und frohe Zuversicht lag auf allen Gesichtern.

Ganz anders heute. In Deutschland kein Jubel, keine Begeisterung, wie die Berichte übereinstimmend lauten. Eher Niedergeschlagenheit und Enttäuschung darüber, daß es doch zum Kriege gekommen ist, den man ja gar nicht gewünscht hat. Und so auch in Frankreich, in England, in Polen. Die Völker wollen keinen Krieg. Sie werden wie hilflose Lämmer auf die Schlachtbank geführt.

Man möchte aufschreien vor Wut und Enttäuschung. So weit sind wir wieder, trotz aller Erfahrung, trotz unseres besseren Wissens!

Eine Wissende war schon die Friedenskünderin Bertha von Suttner; eine weise und tapfere Frau, jawohl. Sie hat mit allen ihren Voraussagen recht bekommen, die viel Verspottete und Vielgeschmähte. Ich durchblättere ihre „Randglossen aus zwei Jahrzehnten", ein zweibändiges Werk voll von interessanten Notizen zur Zeitgeschichte. Wie richtig hat sie die Parabellum-Politik gewertet! Das Wettrüsten nannte sie das den Völkern gestellte Dilemma: „Wähle: entweder du fährst im Rüstungswettlauf bis zur unausbleiblichen Erschöpfung fort; oder du wirst von fremden Feinden vernichtet." Sie hat auch die Nutzlosigkeit des technischen Wettlaufes erkannt: Die Engländer erfinden Netze zum Auffangen der Torpedos; die Deutschen konstruieren Netzzerreißer; jene wieder machen Fangvorrichtungen gegen die Netzzerreißer, die ihrerseits wieder durch Zerreißfänger unwirksam gemacht werden. Die Schreiberin wußte damals noch nichts von Tanks und Tankkanonen, von Bombern und Flakgeschützen.

Man hat der Verfasserin des „Krieg dem Kriege" von gewisser Seite vorgeworfen, daß sie mit ihrem pazifistischen Idealismus an den hintergründigen Tatsachen vorbeigesehen, daß sie wohl mit schönen Worten den Krieg bekämpft, aber selber ein durch Kapitalzinse gesichertes Leben geführt habe. Daß sie sich dabei nicht darum gekümmert habe, ob ihr Geld im Dienste der Rüstungsindustrie oder anderswo den Zins ausgeheckt, den sie genoß. Mag sein, daß da eine Bruchstelle war in der Kette ihrer Logik. Aber die Tatsache entschuldigt sie, daß zu ihrer Zeit die Rolle des anonymen Geldes, des Geldes, das Freipaß hat über alle Grenzen hinüber, über die der Länder sowohl wie über die des Rechtes und des Anstandes, daß diese Rolle noch nicht erkannt und studiert war.

Ein zweiter Unterschied wird mir bewußt, während ich die Kriegszeitbücher durch meine Hände gleiten lasse: Der erste Weltkrieg traf uns Schweizer innerlich ganz unvorbereitet. Weder wußten wir, was Krieg ist, noch wie wir uns zur Frage der Kriegsursache und der Kriegsschuld zu stellen hatten. Wir reagierten bloß gefühlsmäßig auf die ersten Kriegsmeldungen und nahmen Partei, bevor wir diese Meldungen auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft hatten. Es tat sich der bekannte Graben auf zwischen Deutsch und Welsch. Erst mußten wir uns durch die Propaganda-Literatur der Kriegsmächte hindurchlesen, um der Wahrheit auf die Spur zu kommen, d. h. um zu merken, daß wir Schweizer einen eigenen Standpunkt einzunehmen und zu verfechten hatten. Carl Spittelers tapferes Wort bleibt uns unvergessen.

Heute ist jeder Schweizer aufgeklärt, dank der Freimütigkeit gewisser Meister der Propaganda. Man kennt die Ziele und Methoden derer, die diesen Krieg der friedlichen Menschheit aufgezwungen haben. Unser Schweizerstandpunkt ist eindeutig festgelegt: Wir halten fest an den Idealen der Freiheit und der Demokratie. Komme, was da kommen mag! H. B.